

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2004

Vormärz und Exil
Vormärz im Exil

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxembourg), Norbert Otto Eke (Amsterdam), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Carsten Martin (Dortmund), Harro Müller (New York), Maria Pörmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VOMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2004
10. Jahrgang

Vormärz und Exil
Vormärz im Exil

herausgegeben von

Norbert Otto Eke und Fritz Wahrenburg

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2005
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, info@geisterwort.de
Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-526-9
www.aisthesis.de

Burghard Dedner (Marburg)

Zur Entwurfhaftigkeit von Büchners „Lenz“. Eine Replik

Im letzten Jahrbuch des Forum Vormärz Forschung veröffentlichte Werner Weiland einen Aufsatz¹, in dem er zwei Veröffentlichungen von mir kritisierte.² In beiden Veröffentlichungen, die ich zunächst allein, dann gemeinsam mit Hubert Gersch und übrigens beide Male unter redaktioneller Beteiligung von Werner Weiland publizierte, ging es um den Versuch, den handschriftlich und fragmentarisch überlieferten „Lenz“-Text zu rekonstruieren. Weiland erklärt sich jetzt (2004) „zum Anwalt von Büchners Autorenhre sowie der artifiziell und literaturpolitisch vortrefflichen Komposition“³ des „Lenz“, die ich verletzt und mißachtet hätte. Er beklagt meine „herausgeberische Eitelkeit, die sich ohne einen soliden Beweis lediglich hypothetisch auf Kosten des Autors zu profilieren sucht“, und er meint, „[d]ie neuerliche Entpolitisierung des Büchnerbilds, die den Aufbruch von 1968 auf sich beruhen läßt und im neoliberalen Trend liegt“, erreiche mit meinem Rekonstruktionsversuch „einen Höhepunkt“.⁴ Im letzten Abschnitt setzte er mir die Pistole auf die Brust: „Ich erwarte von Dedner eine Replik“.⁵ So muß ich denn wohl replizieren.

¹ Werner Weiland: Kritik der neuen Textanordnung von Büchners ‚Lenz‘. Eine konstruktive Entgegnung mit *Werther*-Parallelen. In: Forum Vormärz Forschung 2004, S. 203-243.

² Burghard Dedner: Büchners *Lenz*: Rekonstruktion der Textgenese. In: Georg Büchner Jahrbuch 8 (1990-94), 1995, S. 3-68. – Georg Büchner: Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar (Marburger Ausgabe). Hrsg. v. Burghard Dedner u. Thomas Michael Mayer. Darmstadt 2000ff.; Bd. V: „Lenz“. Hrsg. v. Burghard Dedner und Hubert Gersch unter Mitarbeit von Eva-Maria Vering und Werner Weiland. Darmstadt 2001 (im folgenden: MBA V), vor allem S. 5-27 und Editionsbericht.

³ Weiland 2004, S. 241.

⁴ Ebd., S. 242 und 238.

⁵ Ebd., S. 242.

I. Textgenetische Hypothesen zu Büchners „Lenz“ und deren Aufnahme in der Kritik

Mit wenigen Ausnahmen sind diejenigen, die sich zu Büchner äußern, seit 1837 darüber einig, daß Büchner den „Lenz“-Text nicht fertig geschrieben, sondern als Fragment hinterlassen hat. Anders als bei „Woyzeck“, wo die Handschriften erhalten sind, ist bei „Lenz“ nicht mehr ersichtlich, welche Form dieses Fragment bei Büchners Tod hatte. Der einzige Textzeuge, der von Gutzkow hergestellte Erstdruck von 1839, präsentiert einen narrativen Zusammenhang, der mit Lenz' Gang „durchs Gebirg“ nach Waldersbach beginnt und mit seinem Rücktransport nach Straßburg endet. Zwei ganz offensichtliche Bruchstellen in dieser Narration lassen zumindest erkennen – so jedenfalls die *communis opinio* der Forschung –, daß Büchner die Absicht hatte, den Text zu ergänzen. Außerdem ist denkbar und angesichts des „Woyzeck“-Manuskripts und der davon abgeleiteten Bühnenauffassungen sogar naheliegend, daß auch von „Lenz“ ein Konvolut überliefert war, aus dem die Abschreiberin Wilhelmine Jaeglé oder aber der erste Herausgeber Karl Gutzkow den *textus receptus* des Erstdrucks von 1839 herstellte. Dieser überliefert „ein Gemisch von ausformuliertem und entwurfhaftem, zudem lückenhaften Text“, hatte Hubert Gersch 1981 festgestellt⁶, und Jan-Christoph Hauschild stellte die Frage, ob nicht der Erstdruck, analog zu den „Woyzeck“-Editionen, eine „Kontamination von mehreren, sich überlagernden Handschriften“ sei.⁷ Ich bin dieser Frage 1995 in einem Aufsatz nachgegangen und habe versucht, eine Vielzahl von Indizien in dem Sinne zu bündeln, daß eine zusammenhängende Hypothese zur Entstehungsgeschichte und zur Art der „Bruchstücke“ des „Lenz“-Textes, die Büchner bei seinem Tod hinterließ, entstand. Meine Hypothese besagt, daß das verlorene „Lenz“-Konvolut Ähnlichkeiten mit dem überlieferten „Woyzeck“-Konvolut aufwies, und sie kehrt zugleich eine von Bergemann aufgestellte Beobachtung um. Dieser hatte von seiner „Erkenntnis“ ge-

⁶ Hubert Gersch: Georg Büchner. Lenz. Textkritik, Editions-kritik, Kritische Edition. Diskussionsvorlage für das „Internationale Georg Büchner Symposium“ Darmstadt 25. – 28. Juni 1981. (Als Manuskript vervielfältigt.) Münster 1981, S. 108.

⁷ Jan-Christoph Hauschild: Georg Büchner. Studien und neue Quellen zu Leben, Werk und Wirkung. Mit zwei unbekanntenen Büchner-Briefen. Königstein/Ts. 1985 (= Büchner-Studien 2), S. 65.

schrieben, daß „im weiteren Verlauf hingegen die Erzählung sich immer mehr in einen den Oberlinschen Bericht referierenden Ton verliert“.⁸ Ich hatte dagegen vermutet, daß dieser stärker ‚referierende‘ Teil nicht ein Nachlassen von Büchners Erfindungskraft anzeige, sondern daß Büchner ihn im Gegenteil auf einer frühen Entwurfsstufe konzipiert habe.

Ich hoffe, daß es nicht nur an dem von Werner Weiland hierfür verantwortlich gemachten „neoliberalen Trend“⁹ lag, daß einzelne Büchnerforscher – so Hubert Gersch, Thomas Michael Mayer, Reinhard Pabst – und der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingesetzte und für die Büchner-Ausgabe verantwortliche Beirat der Marburger Büchnerausgabe meiner Hypothese zustimmten. Andere verhielten sich zurückhaltender. Georg Reuchlein erklärte in einem gründlichen und perspektivenreichen Aufsatz, er sei „weitaus skeptischer“ als ich, „ob es wirklich möglich ist, [...] ohne Rückgriff auf die Handschrift(en), die Textgenese zu rekonstruieren“. Er suchte aber dennoch, „ausgehend von Dedners Überlegungen, das Heterogene und Disparate an Büchners Wahnsinnsdarstellung sichtbar zu machen“¹⁰, und er war auch – um eine Einzelheit zu nennen – bereit, meiner These zu „folgen“, daß mit „Oberlins Rückkehr nach Waldbach [...] eine neue Textschicht“ beginne.¹¹ Im Rahmen einer Debatte, die er mit mir zu diesem Thema führte, erklärte Herbert Wender, der auch zu anderen Themen als dezidierter Kritiker Marburger Arbeiten hervortritt¹², er betreibe eigene „Untersuchungen zu Problemen der Textdelimitation im Feld der Büchneredition“, Untersuchungen, die leider noch nicht „publikationsfähig“ seien¹³, und er halte meinen Re-

⁸ Georg Büchners Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. v. Fritz Bergemann. Leipzig 1922, S. 783.

⁹ Weiland 2004, S. 238.

¹⁰ Georg Reuchlein: „...als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm“. Zur Geschichtlichkeit von Georg Büchners Modernität: Eine Archäologie der Darstellung seelischen Leidens im „Lenz“. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 28 (1996), Heft 1, S. 59-111, hier S. 92, Anm. 124.

¹¹ Ebd., S. 93f.

¹² S. u. Fußnote 69.

¹³ Herbert Wender: Zur Genese des *Lenz*-Fragments. Eine Kritik an Burghard Dedners Rekonstruktionsversuch. In: Georg Büchner Jahrbuch 9 (1995-99), 2000, S. 350-370, hier S. 350f., Anm. 1; dazu dann: Burghard Dedner: Zur Genese des *Lenz*-Fragments. Aus Anlaß von Herbert Wenders Kritik. In: Ebd., S. 371-377. Meines Wissens hat Wender seine „Untersuchungen zu Problemen der Textdelimitation“ noch nicht abgeschlossen.

konstruktionsversuch „für vollständig gescheitert.“¹⁴ Michael Will reagierte zwar prinzipiell ablehnend, aber dennoch in einzelnen Punkten zustimmend.¹⁵ So sei – um wiederum ein Beispiel anzuführen – meine „editorische Überlegung“, die „Berichtspassage“, also bestimmte zusammenhängende Abschnitte des „Lenz“-Textes, „in die Paralipomena zu verbannen“, zwar „abwegig“, „[u]nabhängig davon“ sei meine These, „daß die ‚Berichtspassage‘ in einem eigenen kohärenten Arbeitsgang entstanden ist, sicherlich richtig.“¹⁶

In der Vorbereitung zur Drucklegung des Bandes „Lenz“ der Marburger Büchner-Ausgabe diskutierten die Mitglieder der zuständigen Kommission der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur noch einmal die auch von dem Mitherausgeber Hubert Gersch vorbehaltlos unterstützte und inzwischen im Editionsbericht durch weitere Argumente bekräftigte These und erklärten sie für so überzeugend, daß sie diese These nicht nur im Editionsbericht diskutiert wissen wollten, sondern auch einer editorischen Präsentation zustimmten. In dem „Lenz“-Band edieren wir deshalb eingangs den Text in genetischer Form, das heißt in der Abfolge, in der Büchner die Fragmente nach unserer Hypothese vermutlich geschrieben hat. Danach folgt eine Edition in der durch Karl Gutzkow überlieferten Form, also der *textus receptus*, und schließlich eine quellenbezogene Darstellung, die wiederum dem *textus receptus* folgt. Wer die These ablehnt, wird die ersten 27 Seiten des Bandes übergehen; wer sich mit ihr beschäftigen will, wird dankbar sein.

Die Kritiken zu dieser Art der Präsentation scheinen mir bisher eher ermutigend. Roberto Rizzo, ein führender italienischer „Lenz“-Spezialist, erklärte, der „Lenz“-Band sei nicht nur „una magistrale lezione di alta filologia büchneriana“, sondern auch „un fondamentale contributo critico-interpretativo“, und er hob dabei besonders die Thesen zur Textentstehung und den entsprechenden editorischen Teil hervor.¹⁷ Für Alexander Košenina, den Rezensenten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“,

¹⁴ Herbert Wender: Gegründete Vermutungen? Eine Erwiderung auf Burghard Dedners Erwiderung. In: Georg Büchner Jahrbuch 9 (1995-99), 2000, S. 378-381, hier S. 378.

¹⁵ Michael Will: „Autopsie“ und „reproduktive Phantasie“. Quellenstudien zu Georg Büchners Erzählung ‚Lenz‘. Würzburg 2000.

¹⁶ Ebd., S. 330.

¹⁷ Roberto Rizzo: Georg Büchner, *Lenz*. In: Studi germanici, Anno XL,1, 2002, S. 193-197, hier S. 196.

war mein Beitrag als „Entstehungshypothese zum ‚Lenz‘ [...] ein interessanter Diskussionsvorschlag“. Auch sei es die „eigentliche Kühnheit“ der Ausgabe, daß „diese mit Scharfsinn und Kombinationskunst aus dem überlieferten Drucktext präparierten Fragmente als rekonstruierte Handschriften ausgegeben und an den Anfang des Bandes gerückt werden.“ Zugleich hob Košenina unsere Art der Quellenverzeichnung hervor¹⁸, die es erlaubt, „auf einen Blick“ zu sehen, „wo Büchner ganz sicher und wo er möglicherweise von einer Quelle abgeschrieben hat“. Dies darzustellen sei nicht nur „ein editorisches Experiment“; vielmehr gehe es um „die ästhetische Wertschätzung des ‚Lenz‘“, die – wie bei realistischer Literatur üblich – „an der schwer auszumachenden Schnittstelle zwischen Dokumentation und Dichtung“ beginne, also dort, „wo Material und Wirklichkeit beseelt werden.“ Völlig zu Recht bemerkte der Kritiker weiterhin, daß unser Versuch, „den verschollenen Urtext zu gewinnen“ uns nötige, „auf Interpretation oder gar Spekulation zurückzugreifen“.¹⁹ Ich selbst habe bei Vorträgen unsere Editionsmethoden und gerade unseren Rekonstruktionsversuch, den der Redakteur des „Darmstädter Echo“ „[s]pannender noch“ als die anderen Teile der Ausgabe fand, „mit der strengen Beweisaufnahme in einem Strafprozess“ verglichen²⁰, denn auch hier kommt man bei der Rekonstruktion eines Hergangs gelegentlich nicht ohne „Interpretation oder gar Spekulation“ aus.

Wir haben unsere rekonstruierte Fassung wohlweislich nur als begründete Hypothese, nicht als ein den *textus receptus* verdrängendes Faktum ediert. Bis sich die den Handschriften entsprechende „Woyzeck“-Fassung Bergemanns von 1922 in der Neufassung von Lehmann durchsetzte, vergingen fast 50 Jahre. Ob und wann sich unsere Hypothese durchsetzt, wird sich zeigen, und wenn es eben so lange dauert, erlebe ich es nicht mehr. Bestätigt fühle ich mich in unserem Vorgehen durch Dick van Vlieth, der in seiner Rezension unserer „Danton“- und „Lenz“-Bände mit dem Titel „New Standards in German Editing“ über unseren „Lenz“ schreibt:

The genetic text is especially interesting. It is a reconstruction by the editors of what they see as the originally chronological order of the three fragments. It is the result of a thorough and detailed

¹⁸ Hier wie auch in den übrigen Bänden bearbeitet von Eva-Maria Vering.

¹⁹ Alexander Košenina, „Schreib das ab, Wilhelmine! Quellenforschung: Die historisch-kritische Edition des ‚Lenz‘“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.3.2003, S. 32.

²⁰ pts: „Ermittlung bei Büchner“. In: Darmstädter Echo, 7.3.2002.

study of the text of the 1838-edition: the structure of the story, the contradictory indications of time, the use of sources, the different degrees of exactness in details, etcetera. Thus, in this again innovative edition, the genetic text has a different order of the *Lenz*-fragments from that of the critical text and that of the text presentation focussed on the sources used by Büchner. In Germany the reconstruction is highly controversial. There are even scholars who claim that *Lenz* is not a fragmentary story, but a complete and finished one. In my opinion, the genetic text of *Lenz* is a very valuable achievement, made by a group of highly qualified editors who, in addition, rightly want to present the results of their interpretative research. A scholarly edition should not be only a collection of data, but also a presentation of interpretative research by the editor(s).²¹

II. Weilands Kritik an der „Fragmentlegende“

Kurz vor Abschluß der Setzereiarbeiten zu dem „Lenz“-Band publizierte Werner Weiland ein Buch, in dem sich ein übergreifender Abschnitt zu Büchners Erzählung mit dem Titel: „Lenz: situationsgemäß fertiges *Wally*-Pendant mit *Werther*“ befindet.²² Dieser Abschnitt enthält Einzelkapitel mit sprechenden Überschriften wie „Hamlet ohne Hinterlist und Wallys Tränenerguß“ oder „Egmont und Danton außer Werther als irrende mittlere Helden im ‚Lenz‘-Mittelteil“, in denen Weiland unterschiedliche Thesen zu dieser Erzählung exponiert. Für uns wichtig sind die Kapitel „Fragment, Bruchstück oder authentisch fertig“ sowie „Mitte und Schlußteil auf dem Prüfstand der Erzählzeitmessung“. In ihnen argumentierte Weiland zum einen, daß Büchner „als der Autor der Zusammensetzung des im Erstdruck des ‚Lenz‘ Erschienenen [...] zu erachten“ sei²³, und er behauptete zum andern – und dies im deutlichen Wider-

²¹ H. T. M. van Vliet: New Standards in German editing. In: *Text* 15 (2002-2003), S. 385-393, hier. S. 393f.

²² Werner Weiland: Büchners Spiel mit Goethemustern. Zeitstücke zwischen der Kunstperiode und Brecht. Würzburg 2001, S. 90-142.

²³ Weiland 2001, S. 122; vgl. auch ebd., S. 105 mit der Feststellung, daß „das im Erstdruck des ‚Lenz‘ Erschienenene“ „von Büchner selbst komponiert“ sei. – In seinem Aufsatz von 2004, S. 209 führt Weiland den Nachweis, daß Büchner die „kompositorische Leistung“ gebühre, folgendermaßen: „Handelt es sich bei dem im Erstdruck erschienenen Text um eine Zusammenstellung

spruch zum Konsens der Büchnerforschung –, daß der vorliegende Text frei von Lücken sei und daß Büchner keine weiteren Zusätze zu seiner Erzählung geplant habe.

Das wichtigste von Weiland hierfür ins Feld geführte Argument ist in der Büchnerforschung neu und verdient, daß man es wiedergibt. Weiland beginnt mit der – wie er schreibt – „logisch einfache[n]“, für Mathematiker freilich nicht unproblematischen „Aussage“: „Die Mitte der Erzählzeit besteht, insoweit nur mit anderen Worten gesagt, im engeren

sinnvollerweise zusammengehöriger Textteile, so ist Büchner die kompositorische Leistung schwerlich abzuspüren. Ein bloßes Konvolut hingegen, ein Sammelsurium von unzusammengehörig Verschiedenem, ginge leichter auf das Konto von Jaeglé/Gutzkow.“ Ich versuche das aufzudröseln: Beim Erstdruck von „Lenz“ handelt es sich um „Textteile“ (meine These), und zwar um „sinnvollerweise zusammengehörige“ (das wird jeder zugeben), und also keineswegs um „ein Sammelsurium von unzusammengehörig Verschiedenem“ (das ist noch nie behauptet worden). Die Frage ist: wer hat die „Textteile“ zusammengestellt? Wenn Weiland dann meint, zusammengehörige Textteile hätte nur Büchner zusammenstellen können, ein „Sammelsurium“ dagegen gehe „leichter auf das Konto von Jaeglé/Gutzkow“, so bin ich mit meiner Logik am Ende. 1. Wenn das „Lenz“-Konvolut ein „Sammelsurium“ enthielt, so geht das mit Sicherheit nicht auf das Konto von Gutzkow, der dieses Konvolut nie gesehen hat. 2. Die „Woyzeck“-Handschriften sind zweifellos ein „Konvolut“, jedoch kein „Sammelsurium von unzusammengehörig Verschiedenem“. Dennoch liegt „die kompositorische Leistung“, die „Textteile“ zu einer Lesefassung zu vereinen, zweifellos nicht bei Büchner, sondern bei den Herausgebern Franzos, Bergemann, Lehmann oder Poschmann. 3. Wie kommt die implizite Gleichsetzung von „Konvolut“ und „Sammelsurium“ zustande? Dadurch, daß Weiland argumentiert, ich hätte nicht (MBA V, S. 145) vom „Konvolut des ‚Lenz‘“ sprechen dürfen, sondern – wie Weiland gern hätte – vom „Aggregat“. Konvolut nämlich bezeichne ein „Bündel verschiedener bzw. heterogener Schriftstücke“, ein Aggregat dagegen die „Anhäufung (Bündel) zusammengehöriger Teile“ (Weiland 2004, S. 209). Weiland versucht dies mit Hilfe eines Lexikons „in acht Bänden“ zu belegen, aber es stimmt hinten und vorn nicht. Ein Aggregat ist natürlich kein „Bündel“, sondern eine „Anhäufung“, und der Begriff wird – jeder weiß das und die Lexika weisen es aus – für mathematische und naturwissenschaftliche Phänomene gebraucht. Ein Konvolut ist dagegen zwar ein „Bündel“, aber daß darin „Heterogenes“ oder „Sammelsurien“ gebündelt seien, ist in dem Begriff nicht enthalten. Will Weiland denn ernsthaft, daß wir in Zukunft vom „Aggregat“ des „Woyzeck“ sprechen, oder hält er die „Woyzeck“-Handschriften für ein „Sammelsurium“, das dann gar „auf das Konto“ der Herausgeber geht?

Sinn exakt in der Hälfte der gesamten Erzählzeit“.²⁴ Er argumentiert dann weiter, daß die – auch in der Marburger Ausgabe hervorgehobene – Abhängigkeit des „Lenz“ von Goethes „Werther“ Auswirkungen auf die Gesamtstruktur des „Lenz“ habe und sich an auffälligen Korrespondenzen in der Mitte beider Texte ablesen lasse. Die Mitte des „Werther“ liege auf S. 59. Um diese Mitte herum, „auf den Seiten 57 bis 64“, hat Werther „Umgang mit dem Fräulein von B.. zuzüglich deren alter Tante und der verschrobenen Adelsgesellschaft.“²⁵ Und „Lenz“? Die „exakte Hälfte der Erzählzeit des ‚Lenz‘“ liege „in Zeile 471“. Sie „zeigt den Helden am Fenster vor der Berghütte und das Lampenlicht, das auf das Gesicht des kranken Mädchens fällt.“²⁶

Ja und? fragte ich mich bei der Lektüre und las weiter:

Das kranke Mädchen bei dem alten Weib in der Berghütte dürfte auf den ersten Blick befremden. Man mag in der Unmittelbarkeit zögern, es als Äquivalent des bei der alten Tante wohnenden Fräuleins zu betrachten. Indes relativiert der in mehrfacher Hinsicht erhebliche Anspielungszusammenhang, was isoliert lediglich seltsam erscheint.²⁷

Wenn Weilands Vermutung zuträfe, hätte das erhebliche Auswirkungen auf unser Bild von Büchners poetischem Schaffen. Büchner hätte nachgemessen oder intuitiv gewußt, wo die Mitte des „Werther“ liegt, und seinen Text so arrangiert, daß das, was Weiland für die dazu passende Parallele hält, also „das kranke Mädchen bei der alten Frau in der Berghütte“, die Textmitte auch seiner Erzählung bildet. Falls er etwa für die zweite Hälfte nicht genug Erzählstoff hatte, mußte er in der ersten Hälfte wohl kürzen und umgekehrt. Deshalb – und dies war Weilands Schlußfolgerung – habe er zu dem jetzt vorliegenden Text auch dort nichts mehr hinzufügen können, wo jetzt Lücken zu sein scheinen, denn jede Hinzufügung hätte die Mittelposition gefährdet.

Zwingend ist das wohl nicht, denn natürlich hätte ein so geschickter Autor wie Büchner, um die Mitte zu retten, ja bequem vorne ebenso viel hinzufügen können wie hinten. Vor allem aber gestehe ich, daß ich auch außerhalb „der Unmittelbarkeit“ unfähig bin, „das kranke Mädchen bei dem alten Weib in der Berghütte [...] als Äquivalent des bei der alten

²⁴ Ebd., S. 116.

²⁵ Ebd., S. 122.

²⁶ Ebd., S. 121f.

²⁷ Ebd., S. 122.

Tante wohnenden Fräuleins zu betrachten“ oder sonstwie diesem Argument editorische Meriten abzugewinnen. Ich gebe es hier nur deswegen wieder, weil ich eine Replik schreiben muß.

In seinem Aufsatz von 2004, also der „konstruktive[n] Entgegnung mit *Werther*-Parallelen“, wiederholt Weiland zwar vieles von den Inhalten seiner Buchkapitel, jedoch nicht mehr das eben vorgebrachte und für die Buchfassung zentrale Argument der in „Lenz“ und „Werther“ übereinstimmenden Textmitte. Stattdessen bevorzugt er ein ästhetisch wertendes Argument, das sich auf folgende Stelle gegen Ende des „Lenz“-Textes bezieht:

Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd.

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte [...].²⁸

Werner Weiland urteilt, diese Stelle gehöre „plakativ gesagt, zum Ungeheuerlichsten der deutschen Literatur“, und er ist deshalb überzeugt, sie sei „von Büchner selbst angeordnet“.²⁹

Da de gustibus non disputandum est, mag ich nicht streiten, ob die deutsche Literatur nicht noch „Ungeheuerlicheres“ aufweist, gebe aber zu bedenken, daß „Ungeheuerlichstes“ auch durch einen Überlieferungszufall entstehen kann und als Argument gegen die Feststellung des „Textabbruchs“ nicht recht zählt. Wir stünden schlecht da, wenn wir editorische Entscheidungen auf solche Werturteile gründen wollten. Im übrigen weiß ich nicht, warum Weiland sein Argument gegen die Marburger Ausgabe wendet, die sich in Beurteilung dieser Stelle, soweit ich weiß, mit allen einig ist. Diese Textstelle galt bisher allgemein als sicheres Indiz für den fragmentarischen Charakter des „Lenz“, wie folgende beliebig herbeigeholte Sätze der Editoren zeigen können: „Ob die so bezeichnete Lücke schon im Original vorlag oder erst durch Verlust eines

²⁸ Büchner, Georg: Lenz. Eine Reliquie. In: Telegraph für Deutschland. <Redigiert von Karl Gutzkow,> Nr. 5, Januar 1839 – Nr. 14, Januar 1839, S. 34-40, 52-56, 59-62, 69-72, 77f., 84-87, 100-104, 108-111; hier S. 109f.

²⁹ Weiland 2004, S. 221.

Manuskriptteils entstanden ist, läßt sich nicht mehr entscheiden“.³⁰ „Evident ist die Lücke nach S. 250,8 [also die hier diskutierte Stelle], die aber nicht unbedingt eine ‚Arbeitslücke‘ sein muß, sondern möglicherweise ein Überlieferungsdefekt sein könnte.“³¹ Der „stilistisch gewiß nicht beabsichtigte Anakoluth“ sei „ein deutliches Indiz dafür, daß der Text an dieser Stelle ursprünglich noch weitergeführt worden war.“³²

Daß die Marburger Ausgabe in Weilands Kritik nur der Sack ist, der für einen Esel, nämlich für die Büchnerforschung, herhalten muß, gilt nicht nur hier, sondern durchweg. Weiland wirft Dedner – also mir – nicht nur vor, daß er „sein Publikum nach Kräften vor der heillosen Wallfahrt“ „schützt“³³ – ich fürchte, das haben auch viele vor mir getan –, sondern er kritisiert auch und vor allem, daß ich „die vielfach geläufige Tradierung der alten Fragmentlegende [...] forciert“ hätte.³⁴ Nun ist völlig klar: Meine spezielle Frage, in welchen Entstehungsstufen das Fragment entstanden ist und ob sich diese Brüche noch dem heutigen Text ansehen lassen, die gesamte Diskussion also, die ich in Gang gesetzt habe, muß jedem als gegenstandslos, gespenstisch und empörend erscheinen, der wie Weiland fest davon überzeugt ist, daß „Lenz“ als abgeschlossenes Werk von Büchner hinterlassen und das Sprechen vom „Fragment“ nicht mehr als eine „Legende“ sei.

Freilich habe ich diese „Legende“ nicht erfunden, sondern sie existiert – wie Weiland weiß und zeigt – seit der ersten öffentlichen Rede über „Lenz“, nämlich seit Wilhelm Schulz 1837. Die „Legende“ wurde wiederholt durch Karl Gutzkow 1838 und 1839, durch August Stöber 1839 und durch Ludwig Büchner 1850, und sie setzte sich fort über Bergemann bis zu allen Vertretern der derzeitigen Büchnerphilologie. Wie geht

³⁰ Bergemann 1922, S. 681.

³¹ Georg Büchner: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden. Hrsg. v. Henri Poschmann unter Mitarb. v. Rosemarie Poschmann. Bd I: Dichtungen; Bd. II: Schriften, Briefe, Dokumente. Frankfurt a. M. 1992 u. 1999 (= Bibliothek deutscher Klassiker 84 u. 169); hier Bd. I, S. 795.

³² Will, S. 331. Will scheint demnach nicht mit einem „Textabbruch“ beim Schreiben, sondern mit einer in der Überlieferung entstandenen Lücke zu rechnen, eine Frage, die Bergemann noch offen ließ.

³³ Weiland 2004, S. 242.

³⁴ „Dedner“, so schreibt er weiter, „verschiebt [...] die Abschirmungsfunktion der alten Fragmentlegende zu einer Abschwächungsfunktion und Schutzverkehrung: Bei der garantierten Meinungsfreiheit erübrigt sich längst, ‚Lenz‘ wie einst mit Fragmentannoncen zu verharmlosen [...]“ (ebd.).

Weiland mit diesen Zeugen um? Er hat bereits in seiner Buchveröffentlichung argumentiert, es sei als ein inhaltliches „Mißverständnis“ zu erklären, wenn Schulz bei seiner Beschreibung von Büchners Nachlaß „Lenz“ ein „Fragment“ nenne³⁵, und daß Gutzkow von „Bruchstücken“ spreche, liege an dem „dürftigen Marktwert, nicht der Manuskriptform“.³⁶ Das Gegenteil trifft zu: Gutzkow schätzte, wie seine Nachrede zum Erstdruck zeigt, den „Lenz“ als Beweis dafür, daß er Büchners geniale dichterische Gaben zu Recht hervorgehoben hatte.³⁷

Editorisch, aber auch literarhistorisch scheinen mir Weilands je nach Jahrgang unterschiedliche Ausführungen darüber, warum Schulz und Gutzkow „Fragment“ oder „Bruchstücke“ zwar gesagt, aber nicht gemeint hätten, wenig verwendbar, und ich bleibe deshalb bei der schlichteren und üblichen Annahme, Schulz und Gutzkow hätten den Bruchstücks- und Fragment-Begriff in jener Bedeutung gebraucht, die damals wie heute üblich war und die Weiland ja selbst schon aus dem Eintrag in Campes Wörterbuch hervorholt. Ein „Bruchstück“ ist demnach „der abgebrochene, ausgehobene oder übriggebliebene Theil irgend eines Ganzen“.³⁸ So ist es! Bruchstücke entstehen – wenn man die mittlere, hier nicht zutreffende Bedeutung einmal wegläßt – auf zwei Arten: entweder dadurch, daß der Autor seine Arbeit abbricht oder dadurch, daß von

³⁵ Weiland 2001, S. 91.

³⁶ Weiland 2004, S. 231. Im Jahre 2001 hatte Weiland noch folgendermaßen argumentiert: „Ich interpretiere Gutzkows Gebrauch der Namen Bruchstücke und Fragment – öffentlich nannte er Büchners ‚Lenz‘ Fragment – mit Gutzkows damals zentralem Literaturbegriff des unvollendet Neuen sowie Jungen, mit dem er sich und dann auch Büchner vermarktete. Noch vor jeder empirischen Verbindung mit Büchner hatte Gutzkow in seinem Literaturprogramm vom Januar 1835 im Widerspruch zur abgelebten Restaurationsliteratur die Kindsymbolik in der Bedeutung der neuen Zeit aufgegriffen. Es ging Gutzkow damals, bezeichnenderweise mit etwas ekstatischer Diktion, ‚um Ahnungen und Seherblicke in die Zukunft, um den Jubel einer neuen Zeit, die uns mit blauen Kinderaugen aus der Wiege anlächelt.‘ Ungefähr gleichbedeutend versah Gutzkow seinen im Juni 1837 erschienenen Büchnernachruf mit dem Titel *Ein Kind der neuen Zeit*. Als das erwünschte Kind mutet Büchner ähnlich wie ein Fragment unfertig und unausgeführt an.“ (Weiland 2001, S. 92.)

³⁷ „In Betreff Georg Büchners aber wird man einräumen, daß diese Probe seines Genies aufs neue bestätigt, was wir mit seinem Tode an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen; welche Seelenmalerei!“ (Gutzkow 1839, S. 110.)

³⁸ Zit. nach Weiland 2004, S. 230.

dem Ganzen nur ein Teil übrigbleibt. Daß das „Lenz“-Fragment auf Abbruch, nicht auf Verlusten in der Überlieferung beruhte, wußte Wilhelm Schulz per Autopsie, und Gutzkow hatte allen Grund, es ebenfalls anzunehmen. Erst später – zum Beispiel bei Bergemann – wurde unter anderem unter dem Eindruck des gelegentlich mehr Text enthaltenden Druckes d3 von 1850 auch die andere These vom Textverlust in der Überlieferung diskutiert.³⁹ Seit Hubert Gersch gezeigt hat, daß d3 tatsächlich nur ein Nachdruck von d1 und daß „Lenz“ als ‚work in progress‘ überliefert ist⁴⁰, ist sicher die Mehrzahl der Forscher der Ansicht, „Lenz“ sei ein „Fragment“, nicht weil nur Teile eines Ganzen „übriggeblieben“ sind, sondern weil die Arbeit „abgebrochen“ wurde.

Betrachten wir noch kurz, was Weiland zu dem zweiten deutlichen Indiz für die Bruchstückhaftigkeit des Textes, also zu folgender Stelle, sagt:

Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie sodann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen. Siehe die Briefe.*)

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden, alles was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Thals geschöpft hatte, war weg [...].⁴¹

Gutzkow kommentierte die Stelle per Fußnote: „Büchner scheint hier ächte, nicht gedichtete, zu verstehen“, und die folgenden Editoren schrieben unter anderem: „Büchner wird jenen Hinweis auf Lenzens Briefe nur sich selbst gemacht haben, um vielleicht noch Stellen daraus einzufügen, so daß also dieser Regievermerk aus der Erzählung wegbleiben muß“.⁴² „Unzweifelhaft handelt es sich um eine Arbeitsnotiz Büchners, nicht um einen Bestandteil des Textes“.⁴³ Die Stelle „signalisiert, daß Büchner eine erzählerische Ausgestaltung [...] zumindest erwog.“⁴⁴ „Erklärbar ist sie aus dem Charakter eines Entwurfs, in dem die

³⁹ Vgl. Bergemann 1922, S. 678.

⁴⁰ S. o. Anm. 6 sowie Hubert Gersch (Hrsg.): Georg Büchner: „Lenz“. Studienausgabe. Stuttgart 1984, S. 59: Büchner habe den Text hinterlassen „in einem fortgeschrittenen Entwurfstadium, doch unvollendet, teils skizzenhaft, teils ausformuliert, voller formaler Unregelmäßigkeiten, mit Arbeitslücken unterschiedlicher Art, mit stilistischen und darstellerischen Unfertigkeiten.“

⁴¹ Gutzkow 1839, S. 102.

⁴² Bergemann 1922, S. 680f.

⁴³ Poschmann I, S. 862.

⁴⁴ Will, S. 330f.

Erzählung überliefert ist.“⁴⁵ „[Arbeitsnotiz; danach vmtl. Arbeitslücke]“.⁴⁶ Die Editoren sind sich also einig. Und Werner Weiland? Er zitiert ebendiese Stelle und erläutert dazu, die „Konvention, Quellen zu signalisieren“, finde sich auch schon in Goethes „Werther“.⁴⁷ Das stimmt zweifellos – denn diese Konvention ist überhaupt ein Charakteristikum der Briefromane. Wie verhält sich aber diese Stelle zu der These, „Lenz“ sei „authentisch fertig“, und zu der Behauptung, die Rede vom „Fragment“ sei eine „Legende“. Hierzu sagt Weiland leider nichts.

So halte ich es denn also, was die „Fragmentlegende“ angeht, gegen Weiland mit dem Rest der Forschung, das heißt: mit der überwiegenden Mehrzahl aller lebenden und toten Büchnerforscher. Einzelne Büchnerforscher widersprechen, wie schon gesagt, meinem Rekonstruktionsversuch; daß aber – außer Weiland – einer von ihnen bestritte, daß „Lenz“ ein fragmentarisches Werk sei, ist mir nicht bekannt.

III. Fragmentcharakter und „künstlerische Vollwertigkeit“ des „Lenz“

Ich habe, so wirft Weiland mir vor, Büchners „Autorenhöhe“ verletzt. Das ist ein schlimmer Vorwurf, für den Weiland, wenn ich ihn denn richtig verstehe, zwei Gründe vorbringt. Zum einen habe Büchner mit dem „Lenz“-Text Gutzkow in seinem Kampf gegen Wolfgang Menzel beistehen wollen, und in diesem Zusammenhang wäre es „illoyal gegenüber Gutzkow und zumindest recht zweideutig gewesen, wenn Büchner gerade in den Wochen der [...] Kampagne gegen den Autor der gläubenszweifelnden *Wally* dem gläubigen Oberlin übermäßig Respekt erwiesen hätte“⁴⁸, etwa indem er den Text umgeschrieben hätte. Ich gebe lieber gleich zu, daß ich Mühe habe, Weilands Argument zu verstehen. Falls Weiland meint, daß ich annehme, Büchner habe „Lenz“ in einem prochristlichen oder gar prokirchlichen, Wolfgang Menzel entgegenkommenden Sinne umschreiben wollen, so meint Weiland etwas ganz und gar Abwegiges. Im Gegenteil: Der Editionsbericht der Marburger Ausga-

⁴⁵ So die Erläuterung in Georg Büchner: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Gerhard P. Knapp und Herbert Wender. München 2002, S. 428.

⁴⁶ MBA V, S. 46.

⁴⁷ Weiland 2004, S. 221.

⁴⁸ Weiland 2004, S. 228.

be argumentiert, daß Büchner – und zwar gerade in den zuletzt geschriebenen Teilen der Erzählung – mit der Lenz-Figur einen Fall religiöser Melancholie darstelle und daß die Darstellung dieses Krankheitsbildes um 1835 dezidiert pfarrer- und religionskritisch ist.⁴⁹ Genau gesagt habe ich geschrieben:

Oberlin führte Lenz' Versündigungswahn und religiöse Ängste nicht hinreichend auf allgemeinere seelische, geschweige somatische Störungen zurück, sondern nahm an, Lenz erleide Gottes Strafe für „gethane <...> Sünde“ [...], er zeigte also in seelsorge-rischer Absicht Züge jenes Verhaltens, das die liberale Psychiatrie als krankmachende Fehlleistung der Geistlichen beklagte. In seiner Erzählung ersann Büchner über Oberlins Bericht hinaus Einzelheiten der Angstzustände der ersten Nächte, ließ im Zusammenhang von Lenz' Predigt eine deutlicher markierte Beruhigungsphase folgen und erfand dann als weitere zu dem ersten eindeutigen monomanischen Anfall führende Faktoren die Lektüre der Apokalypse mit nachfolgenden unruhigen Träumen, einen Aufenthalt in der von sektiererischer Frömmigkeit geprägten Umgebung des Steintals und tagelange, mit Fasten verbundene *religiöse Quälereien*. Nach dem gescheiterten Erweckungsversuch – so die weitere rekonstruierende Erfindung Büchners – wird Lenz zum Gegner und Lästere Gottes, leidet unter der dominierenden Vorstellung religiöser Melancholiker, er könne *die Sünde in den heiligen Geist* be-gangen haben. Nach Oberlins Rückkehr hält er sich deshalb für *abgefallen, verdammt in Ewigkeit* und versteht sich als *der ewige Jude*. [...] Indem Büchner Lenz' monomanisch geprägter Melancholie eine Phase inhaltlich unbestimmter Ängste vorausgehen läßt, knüpft er an Esquirols oder – abgesehen von den nicht thematisierten somatischen Ursachen – an Birds Phasenmodell melancholischer Erkrankungen an.⁵⁰

Daß Büchner mit seinem „Lenz“-Projekt dem kirchenkritischen Gutzkow nicht in den Rücken fallen und auch nicht „dem gläubigen Oberlin übermäßig Respekt“ erweisen wollte, darüber können Weiland und ich uns also schnell einigen. Vielleicht entlastet mich ja diese Versicherung ein wenig von Weilands Verdacht, ich läge „im neoliberalen Trend“ und wolle etwa gar „den Aufbruch von 1968 auf sich beruhen“ lassen.⁵¹

⁴⁹ Vgl. MBA V, S. 135f.

⁵⁰ Ebd., unter Verzicht auf interne und externe Literaturnachweise.

⁵¹ Das ist aus gleich aus mehreren Gründen eine kuriose Kategorienmischung. Weiland bringt mich als den Verfechter einer sehr speziellen philologischen

Wichtiger scheint mir, ein anderes, übrigens verbreitetes Mißverständnis zu diskutieren. Büchner-Forscher scheinen gelegentlich der Meinung, man werte den „Lenz“-Text ab, wenn man ihn als fragmentarisch beurteilt. Dieses Urteil ist insofern erstaunlich, weil bei „Woyzeck“, obwohl er ebenfalls nur als Fragment vorliegt, von niemandem der hohe Rang dieses Dramas bestritten wird. Als Ausgangspunkt für einen Klärungsversuch nutze ich eine in dieser Hinsicht hilfreiche, weil dezidierte Fragestellung von Henri Poschmann:

Hat man es dem eingeführten Formbegriff und der Intention des Autors nach mit einer ‚Novelle‘ zu tun, ‚die leider nur Fragment geblieben ist‘ (August Stöber), oder ist das fragmentarisch Anmutende nicht so sehr die Folge des Steckengebliebenseins im Stadium des Entwurfs als vielmehr der Ausdruck einer antizipatorischen (den Expressionismus oder andere Gestaltungsmuster der Prosa späterer Zeit vorwegnehmenden) Modernität?⁵²

Daß man die Erzählung am „Formbegriff“ der Novelle messen solle, um dann festzustellen, sie sei „leider nur Fragment“ geblieben: dieses Vorgehen scheint mir – und offenbar auch Poschmann – so unangebracht, als wenn man „Woyzeck“ als mehraktiges Drama im konventionellen Sinne

Hypothese zu „Lenz“ mit denjenigen in Verbindung, die den Namen des Freihandels mißbrauchen, um den Armen die Unterstützung zu streichen oder um Entwicklungsländer besser auszubeuten. So werde ich denn mein Bewußtsein auf etwaige verborgene neoliberale Vorlieben hin erforschen müssen, erwarte aber von Weiland, daß er sein Bewußtsein daraufhin überprüft, ob er bei seinem „Aufbruch von 1968“ nicht etwa noch Gedankengut von akademischen Lehrern im Rucksack hatte, die einmal Parteibücher der NSDAP in der Tasche trugen. Den für ihn wichtigen Vergleich von „Lenz“ mit Gutzkows „Wally“ fand Weiland bei Friedrich Sengle, und die Ansicht, daß „Lenz“ trotz seines fragmentarischen Äußern eine formvollendete Dichtung sei, hat zuletzt Benno von Wiese mit seiner gewohnten, von keinem textgeschichtlichen Sachverstand getrübbten Selbstgewißheit vertreten. Auch hat sich Hubert Gersch, der erste konsequente Verfechter der „Work in progress“-These für „Lenz“, in den 70er Jahren sicher nicht als Neoliberaler, sondern als Opponent gegen das von Benno von Wiese geprägte akademische Establishment der Adenauerzeit verstanden.

⁵² Poschmann I, S. 811. Vgl. auch den ebd., S. 794 vorgebrachten Vorwurf gegen Gersch: dieser nehme „erneut eine Abwertung der künstlerischen Gültigkeit“ des „Lenz“ vor.

deuten wollte.⁵³ Jedoch reagiere ich skeptisch auf die angebotene Alternative und auf die Formulierung, „das fragmentarisch Anmutende [sei] nicht so sehr die Folge des Steckengebliebenseins im Stadium des Entwurfs als Ausdruck einer antizipatorischen (den Expressionismus oder andere Gestaltungsmuster der Prosa späterer Zeit vorwegnehmenden) Modernität“. Das Verhältnis von intentionaler und biographisch-zufälliger Fragmentenhaftigkeit, das ja hier zur Debatte steht, läßt sich meines Erachtens nicht generalisierend festlegen, sondern es ist an jedem Einzelfall zu klären, ob „das fragmentarisch Anmutende“ auf die Intention des Autors oder aber auf das „Steckengebliebensein“ zurückgeht. Das eine vom andern zu sondern gehört zu den Aufgaben der Textkritik, und zwar im Falle des „Lenz“ ebenso wie im Falle des „Woyzeck“. Und aus der Sicht der Textkritik ist es günstiger, das „Fragmentarische“ nicht nur als Ausdruck „antizipatorischer [...] Modernität“ zu deuten. Ohnehin gilt ja in der Wissenschaft, daß die Kausalketten immer nur in einer Richtung verlaufen, so daß sich mit historischer Kausalität gut, mit teleologischer oder antizipatorischer Kausalität schlecht argumentieren läßt. Und so ist man auch editorisch nur dann auf der sicheren Seite, wenn man Vorbilder oder vorangegangene Beispiele für ein poetisches Verfahren findet. So wissen wir zum Beispiel, daß manche Werke von Jacob Michael Reinhold Lenz, auf die auch Büchner zurückgriff, den „Modernen“ nach 1890 als „antizipatorisch modern“ galten, so daß an dieser Stelle das um 1830 bereits Veraltete und das Antizipatorische ununterscheidbar sind. Ebenso wissen wir, daß Ludwig Büchner an den Schriften seines Bruders die eine oder andere Spracheigentümlichkeit korrigierte, nicht weil sie ihm als übermäßig ‚modern‘, sondern weil sie ihm als veraltet erschien. Im kleinstrukturellen Bereich müssen wir also damit rechnen, daß manches von dem, was uns heute als „fragmentarisch“ erscheint, diesen Anschein erst durch die Regulierungsprinzipien des 19. Jahrhunderts erhalten hat. Diese Barriere vor allem müssen wir durchbrechen.

So wenig wie der Alternative in Poschmanns Fragesätzen würde ich mich daher auch der in seinem abschließenden Resümee anvertrauen wollen:

Letztlich hängt die interpretatorische Inanspruchnahme des Textes davon ab, ob ihm der Status eines künstlerisch vollwertigen,

⁵³ Interessanterweise präsentieren Knapp/Wender „Woyzeck“ als Dreiakter; s. S. 169, 185 u. 193.

wenn auch vom Autor nicht bis zur Druckvorlage fertiggestellten Werks zuerkannt wird – wie es überwiegend der Fall ist –, oder ob man sich, wie Gutzkows Benennung als ‚Reliquie‘ es anzeigt, auf eine Rezeption beschränkt, die vom ästhetischen Aspekt des Textes absieht.⁵⁴

Ich konzentriere mich auf die Formulierung „Status eines künstlerisch vollwertigen [...] Werks“.⁵⁵ Hat „Woyzeck“ diesen Status? Oder wäre es nicht besser, man frage, ob bestimmte Szenen im „Woyzeck“ „künstlerisch vollwertig“ sind. Manche von ihnen sind nicht mehr als eine Ansammlung erster Notizen, andere sind das vorläufige oder sogar endgültige Ergebnis längerer Arbeit. Auch die Notiz nötigt mich übrigens nicht, von ihrem „ästhetischen Aspekt“ abzusehen, aber ich werde sie in dieser Hinsicht anders beurteilen, als die ausgearbeitete und vielleicht als endgültig intendierte Szene. So ist es bei „Woyzeck“, und diejenigen Büchnerforscher, die Wilhelm Schulz, Karl Gutzkow, August Stöber und Ludwig Büchner glauben, daß „Lenz“ als „Fragment“ überliefert wurde, werden die Mühe nicht scheuen, sich auch bei der Beurteilung dieser Erzählung um die nötigen Differenzierungen zu bemühen.

IV. Beispiele einer differenzierenden textkritischen Analyse des „Lenz“

Was folgt aus dem eben Gesagten für die Aufgaben und Verfahren der editorischen Kritik? Da wir durch Wilhelm Schulz und Gutzkow darüber informiert sind, daß „Lenz“ als „Fragment“ oder in Form von „Bruchstücken“ überliefert wurde, und da eine textinterne Lektüre diese Überlieferung bestätigt, wird die Kritik alle „fragmentarisch anmutenden“ oder sonst auffälligen Stellen auf die von Poschmann angedeutete Fragestellung hin untersuchen und also klären, ob die Auffälligkeit vom Autor beabsichtigt war oder ob sie durch den Abbruch der Arbeit zu begründen ist. Dies zu leisten ist der Editor besonders gut vorbereitet, denn er

⁵⁴ Poschmann I, S. 811.

⁵⁵ Es wäre anzumerken, daß die Formulierung „nicht bis zur Druckvorlage fertiggestellt“ ein weites Spektrum unfertiger Texte umfassen kann und daß zum Beispiel Gutzkow auch das Manuskript von „Danton's Tod“ als nicht bis zur Druckvorlage fertiggestellt beurteilte und es deshalb noch einmal abschreiben ließ.

kennt die Arbeits- und Schreibgewohnheiten des Autors und kann im Vergleich mit anderen Manuskripten Gründe dafür anführen, ob eine Auffälligkeit entwurfsbedingt ist oder den stilistischen Gewohnheiten und vermutlichen Intentionen des Autors entspricht. Herausgeber kommentierender Ausgaben werden außerdem in besonderem Maße darauf achten, ob eine Auffälligkeit sich auch bei anderen ihrem Autor besonders nahe stehenden Autoren findet, ob sie also als „angeregt durch“ oder auch nur als Ausdruck zeitgenössischen Sprachstandes erklärt werden kann. Einige Beispiele mögen dies illustrieren helfen:

1.) In d1 von „Lenz“ findet sich der Satz:

So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig.⁵⁶

Ludwig Büchner (gefolgt von Bergemann und Lehmann) emendierte zu „wo die weißen Steinmassen lagen“; bei Knapp/Wender liest man mit Emendationszeichen „wo die weißen Steinmassen [leuchteten ...]“; Gersch, Poschmann und die MBA folgen dem Erstdruck. Der Ausfall des Hilfsverbs ist für das frühe 19. Jahrhundert keineswegs so ungewöhnlich, daß sich ein Eingriff rechtfertigen ließe. Der Text ist hier auf einem älteren Sprachstand, den Ludwig Büchner vermutlich bereits als anstößig empfand.

2.) Der im Erstdruck nach Lenz' ‚Atheismusanfall‘ überlieferte Text „die Sünde und der heilige Geist stand vor ihm“⁵⁷ ist syntaktisch anstößig und semantisch unsinnig. Ludwig Büchner verbesserte zu der syntaktisch korrekten, aber immer noch sinnlosen Wendung „standen vor ihm“⁵⁸; Bergemann (gefolgt von Lehmann und Knapp/Wender) emendierte zu „wider den Heiligen Geist“⁵⁹, Gersch (gefolgt von der MBA) zu „in den heiligen Geist“.⁶⁰ Die Emendation von Gersch dürfte für denje-

⁵⁶ MBA V, S. 43.

⁵⁷ Gutzkow 1839, S. 85; vgl. MBA V, S. 26.

⁵⁸ Georg Büchner: Lenz. Ein Novellenfragment. In: Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. <Hrsg. v. Ludwig Büchner.> Frankfurt a.M. 1850, S. 224.

⁵⁹ Bergemann 1922, S. 100.

⁶⁰ MBA V, S. 26.

nigen wahrscheinlicher sein, der mit Büchners Schreibgewohnheiten, den daraus resultierenden Leseunsicherheiten sowie der Sprachgeschichte vertraut ist. Im Editionsbericht der Marburger Ausgabe heißt es dazu: „Büchner hatte hier vermutlich *die Sünde in den heiligen Geist*, eine zeitgenössisch noch geläufige Nebenform zu ‚Sünde wider den heiligen Geist‘ [...] intendiert, dabei *den* und *heiligen* abgekürzt oder verschliffen und also etwa geschrieben ‚die Sünde in d. hl. Geist stand vor ihm‘ oder auch ‚die Sünde in d. heiligen Geist stand vor ihm‘. Jaeglé verlas vermutlich flüchtig geschriebenes ‚in‘ als ‚u‘ für ‚und‘ und konstruierte so den sinnlosen und grammatikalisch falschen Satz, der jedoch von Gutzkow und dem Setzer akzeptiert wurde.“⁶¹ Eine umfangreiche Erläuterung orientiert dann den Leser über die Wortgeschichte und die theologische Diskussion zu dieser Sünde.⁶² Der sinnlose Text – so jedenfalls unsere Vermutung – kam durch Zeichenambiguität in der Handschrift zustande. Die Abschreiberin kannte die ältere Sprachform nicht mehr und wurde so veranlaßt, die ambiguen handschriftlichen Zeichen falsch zu deuten.

3.) In „Lenz“ findet sich der Satz:

Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnen-trog [...].⁶³

In seiner Vorlage, in Oberlins Bericht „Herr L.“, hatte Büchner gefunden:

er rannte durch den Hof, rief mit harter etwas hohler Stimme einige Sylben, die ich nicht verstund; seitdem ich aber weiß daß seine Geliebte Friedericke hieß, kommt mirs vor als ob es dieser Name gewesen wäre, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen. Er stürzte sich, wie gewöhnlich, in den Brunnentrog [...].⁶⁴

In Büchners Satz ist das nachklappende „ausgesprochen“ syntaktisch auffällig, vielleicht sogar anstößig. Wer die Quelle kennt, kann sich diese Auffälligkeit gut aus dem Vorgang des verkürzenden Abschreibens erklären, und er wird gut daran tun, dieser Auffälligkeit keine besondere Be-

⁶¹ Ebd., S. 165.

⁶² Vgl. ebd., S. 457-459.

⁶³ MBA V, S. 68.

⁶⁴ Ebd., S. 234.

deutung beizumessen, wenn es etwa um die Frage nach Büchners stilistischen Vorlieben und Eigenheiten geht. Die Textstelle ist zweifellos authentisch; als „künstlerisch vollwertig“ würde ich sie dennoch nur mit der angegebenen Einschränkung beurteilen.

4.) Im Erstdruck von „Lenz“ wird der Gemeindegesang in der Kirche von Waldersbach so wiedergegeben:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sey all' mein Gewinnst,
Leiden sey mein Gottesdienst.⁶⁵

Auffällig daran ist zweierlei. Zum einen begegnet zwar häufig, daß eine von Büchners Dramenfiguren vier oder noch mehr Verse hintereinander singt; diese Verse entstammen dann jedoch immer demselben Lied. Das ist hier nicht der Fall. Das zweite, mit „Leiden“ beginnende Verspaar stammt aus einem pietistischen Kirchenlied von 1737⁶⁶; der Ursprung des ersten Verspaares ist unbekannt. Zum andern begegnet das zweite Verspaar auch in „Woyzeck“, also in einem Werk, das Büchner vermutlich etwa gleichzeitig mit „Lenz“ veröffentlicht hätte. Dort heißt es nach Auskunft fast aller Druckfassungen:

Leiden sey all mein Gewinnst,
Leiden sey mein Gottesdienst,
Herr wie dein Leib war roth und wund
So laß mein Herz seyn aller Stund.⁶⁷

Tatsächlich findet sich hierfür in der Handschrift folgender Eintrag (rechtes Feld = Grundschrift; linkes Feld = Randeintrag):

{war}	
Herr wie dein Leib [gewesen] roth u. wund So laß mein Herz seyn aller Stund.	Leiden sey all mein Gewinnst, Leiden sey mein Gottesdienst,

Das zweite Verspaar („Herr“ bis „Stund“) wurde von Büchner als Alternative zum ersten notiert, und der Autor war offenbar unschlüssig, welches von beiden er nehmen wollte. Dafür, daß er beide hintereinander

⁶⁵ Gutzkow 1839, S. 53.

⁶⁶ Vgl. MBA V, S. 405f.

⁶⁷ Georg Büchner: Woyzeck. Studienausgabe. Nach der Edition von Thomas Michael Mayer hrsg. v. Burghard Dedner. Stuttgart 1999, S. 105.

setzen wollte, gibt es keinen Hinweis. Ein Editor des „Lenz“, der den handschriftlichen Befund in „Woyzeck“ und die dazu gehörige Druckgeschichte kennt, muß die Frage stellen, ob nicht in „Lenz“ ein ähnlicher handschriftlicher Befund wie in „Woyzeck“ vorlag, ob also nicht notiert war:

Leiden sey all' mein Gewinnst, Leiden sey mein Gottesdienst.	Laß in mir die heil'gen Schmerzen, Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
---	--

was dann bereits die Abschreiberin – wie später die Editoren des „Woyzeck“ – zu einer Folge von vier Versen aufgelöst hätte. Vermutlich hatte Büchner – so eine naheliegende Schlußfolgerung – in „Lenz“ zunächst den Vers „Laß“ bis „aufbrechen“ und im „Woyzeck“-Manuskript zunächst den Vers „Leiden“ bis „Gottesdienst“ niedergeschrieben, zu dem er dann die Alternativvariante „Herr“ bis „aller Stund“ notierte. Dadurch wurde, wenn die Hypothese zutrifft, der grundschriftliche Vers des „Woyzeck“ frei zur Weiterverwendung, und Büchner notierte ihn als Alternativvariante in das „Lenz“-Manuskript.

Beweisen kann ich meine These nicht, und sie zu edieren, schiene mir aus verschiedenen Gründen nicht angebracht. Aber ich muß sie als Editor zur Diskussion stellen, um zu erklären, wie die Auffälligkeit in „Lenz“ vermutlich zustande kam. Dem Interpreten steht es frei, diese Hypothese zu akzeptieren oder zu verwerfen, oder er kann sich ihr auch entziehen, zum Beispiel indem er bekundet, für ihn sei der *textus receptus*, also die durch Gutzkow überlieferte Form des Werkes, maßgeblich. Falls ihn aber Autorintentionen interessieren, wird er gut daran tun, bei einer Ausdeutung dieser Stelle die angegebene Möglichkeit ihres Ursprungs aus dem Fragmentarischen mitzubedenken.

So oder so ähnlich sollten wir die Alternative „Steckengebliebenseins im Stadium des Entwurfs“ versus „Ausdruck künstlerischer Intention“ für die Textkritik praktikabel machen. Und was hier für die Mikrostruktur gilt, trifft nicht weniger auf die Makrostruktur zu. Wenn Werner Weiland gegen die übrige Forschung meint, die Stelle

Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd.

Er saß mit kalter Resignation im Wagen [...] ⁶⁸

⁶⁸ Gutzkow 1839, S. 109f.

sei so eindrucksvoll, daß sie von Büchner stammen müsse, so sollten wir dies Argument zur Kenntnis nehmen und gegen die anderen Argumente, die hier seit je Textverlust oder Textabbruch vermuten, abwägen. Und auch mit dem Kriterium des „künstlerisch Vollwertigen“ sollten wir gelassen und vor allem differenzierend umgehen. Auch wenn der „Lenz“-Text, wie bereits Hauschild vermutete und wie die Marburger Ausgabe im einzelnen zu zeigen sucht, eine „Kontamination von mehreren, sich überlagernden Handschriften“ ist⁶⁹, so wird damit die künstlerische Leistung des Autors in keiner Weise geschmälert. Diese Leistung zeigt sich weniger in der Großstruktur, weniger also darin, daß Büchner dem „Formbegriff“ der Novelle Genüge tat, oder darin, daß er sich – wie Weiland meint – bei der Gestaltung der Textmitte an „Werther“ orientierte, sondern sie zeigt sich mehr in den einzelnen, von ihm verfaßten und im Erstdruck überlieferten Sätzen, in Sätzen, die die Marburger Ausgabe fast durchweg für authentisch, wenn auch an bestimmten Stellen für entwurfhaft hält. In diesen Sätzen demonstriert Büchner eine bis dahin unbekannte Einsicht in einen Krankheitsverlauf und die Erfindung bis dahin unbekannter Darstellungsmittel zum Beispiel syntaktischer und erzähltechnischer Art, Einsichten und Erfindungen, zu denen er offenbar im Verlauf der Textgenese gelangte. Diese Sätze gehören in der Tat – wie übrigens auch die Sätze des „Woyzeck“ oder die Sätze von Kafkas „Prozeß“ – zum Größten, was Autoren der deutschsprachigen Literatur hervorgebracht haben.

Daß die drei eben genannten Werke sämtlich „im Stadium des Entwurfs“ steckengeblieben sind, tut ihrem Wert keinen Abbruch, und ich hoffe im Gegenteil für „Lenz“ gezeigt zu haben, daß der Nachweis der Entwurfhaftigkeit die Wertschätzung erhöhen kann. Wenn ich weiß, daß die letzten Szenen des „Woyzeck“ ein erster Entwurf sind, kann ich darüber nachdenken, ob man dieses frühe Entwurfsstadium und das Heranschreiben des Autors an seinen Gegenstand diesen Szenen noch anmerkt. Dort, wo uns ein früherer und ein späterer Entwurf zur gleichen Szene vorliegen, ist ein solcher Vergleich und die Frage nach den Fortschritten, die der Autor von Stufe zu Stufe macht, ohnehin naheliegend. Wenn Büchner in „Woyzeck“ H2,8 die Titelfigur sagen läßt: „Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht“⁷⁰, so ist das ein großartiger Satz. Wenn er auf der nächsten Textstufe die-

⁶⁹ Hauschild 1985, S. 65.

⁷⁰ Georg Büchner: *Woyzeck* 1999, S. 78.

sen Satz in der entsprechenden Szene nicht wiederholt, so wird er gute Gründe für die Streichung gehabt haben, etwa den Grund, daß der Satz nicht zu Woyzeck paßt. So kann man auch nachvollziehen, wie der Autor beim Schreiben lernt.

In diesem Sinne habe ich, wo immer ich mich zu „Lenz“ geäußert habe, stets die einzigartigen formalen und inhaltlichen Neuerungen der Erzählung hervorgehoben. Ich finde sie am stärksten ausgeprägt in den ersten zwei Dritteln des überlieferten Textes und dann wieder im Schlußabschnitt, in Teilen der Erzählung, in denen Büchner meines Erachtens eine epochemachende Darstellungsform erfand. Einige der dazwischen liegenden Passagen scheinen mir in dieser Hinsicht darstellungstechnisch weniger avanciert. Und da sie zu ca. 70% mit Oberlins Bericht textidentisch sind, kann das ja nicht verwundern. Auf unsere editorischen Überlegungen aber haben solche Werturteile keinen Einfluß.